

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 162. Bromberg, den 17. Juli 1930.

# Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.



34. Fortsetzung. — — 

Man hat mir gesagt, der größte Feind aller Expeditionen in die Polarländer sei der Skorbut, der aus Mangel an frischem Fleisch entstände. Nun, Herr Doktor, ich will und kann Ihnen anderes liefern als Salzfleisch. Was in den Dosen ist, die ich Ihnen zur Verfügung zu stellen mir erlaube, das verträgt Hitze und Kälte, und bleibt so gut wie eben gekocht. Dazu möchte ich Milch fügen und Gemüse. Ich kann natürlich nur einen kleinen Teil, nur einen sehr kleinen Teil, von all dem liefern, was Sie während zwei Jahren da brauchen, vielleicht wird Ihnen aber dieser kleine Teil in Krankheitsfällen nützlich sein. Und wenn ich später sagen kann: Die „Nixe“ hatte von meinen Waren an Bord, und Doktor Swensen kann es bestätigen, daß alles tadellos gewesen und geblieben ist — — Für mich wäre das sehr viel.“

Paul fühlte Schweißtropfen auf seiner Stirn. Der kluge Herr da vor ihm ließ ihn sehr herankommen. Man sah es ihm an, er war an allerlei Vorschläge gewöhnt, und es waren sicher viel darunter gewesen, die nichts taugten.

„Herr Otto Soltau hat Sie mir empfohlen“, sagte er endlich. „Das ist ein Mann, zu dem ich unbedingtes Vertrauen habe. Daraufhin will ich Ihnen sagen: Gut, senden Sie uns, was Sie für gut ansehen. Aber mehr als eine etwaige spätere Empfehlung kann ich Ihnen nicht bieten. Wir sind schon mit unseren Einkäufen nach allen Seiten hin gebunden. Was man uns als freiwillige Spende bietet —“

Paul atmete auf. — Ein Schritt vorwärts. — Ja, einer, der erst in zwei Jahren seine Früchte tragen würde, und wenn das Schiff nicht zurückkehrte, trug er sie nie — aber der kluge Kaufmann baut weit hinaus.

Er sprach von diesem Geschäft nur zu einem Menschen, zur Großmutter. Sie war die einzige, die ihn verstand. Die einzige, die mit ihm plante und hoffte.

*

Fritz Sprekelsen war zu Hause. Die Theater hatten für den Sommer geschlossen. Außerdem wünschte der Vater, ihn bei sich zu haben. Der alte Herr hatte einen leichten Schlaganfall gehabt, ging zwar wieder herum, trug aber den rechten Arm in der Binde, denn der wollte sich nicht rühren, und außerdem befand sich die gute Laune gänzlich auf Reisen.

„Du glaubst nicht“, sagte der Sohn und schlenderte neben Elsie durch die Gärten, die jetzt so wenig begangen wurden, „du glaubst nicht, was das für ein Stück Arbeit ist, den alten Herrn zu unterhalten. Alles will er wissen, und alles versteht er falsch. Aber schwerhörig — Gott bewahre. Im Leben wird er nicht schwerhörig. Wir sollen nur ordentlich den Mund aufmachen. Wenn ich mittags zu Mama sage: Bitte, gib mir doch den Senf, wittert er schon ein Komplott.“

„Na, bei uns ist es auch nicht zum schönsten. Der Vater hat zu viel im Geschäft zu tun, seit dein Vater nicht mehr kommt. Die Mama hat mit ihren Gallensteinen zu tun, Bernhard spielt den älteren Bruder mit mehr Eifer als Glück — ich soll dies nicht, ich soll das nicht — und Hans will mal wieder zurückkommen nach Deutschland, und die Eltern haben Angst, er kommt doch noch mit einer sehr merkwürdigen Schwiegertochter an.“ Sie lachte vor sich hin. „Ich möchte ja auch nicht meine Mutter sein. Wenn sie mich nur erst verheiratet hätte.“ Wieder ein Lachen. „Du glaubst nicht, was ich für Mühe habe, Paul davon abzuhalten, daß er zu Papa geht. Ich bin ihm ausgewichen, soviel ich konnte. Dann, als er dringender wurde, hab' ich gesagt: Beweise doch erst, daß du was bist. Du weißt, Papa will Erfolge sehen. — Nun aber, wo er vorankommt, nun will er mich sicher haben.“

„Und natürlich nimmst du ihn und fährst einmal mit Vieren und verachtest den ehemaligen Kameraden.“

„Ach, Fritz, du bist solch ein leichtsinniges Huhn — zu leiden bist du ja gut, aber das kannst du nicht verlangen, daß ein Hamburger Kaufmann dir die einzige Tochter gibt.“

„Mädel, wenn du nicht so süß wärest, ich hätte dich längst nicht mehr angesehen. Aber es muß mit dem Kuckuck zugehen — immer wieder komm' ich zu dir zurück. Du solltest dir doch die Sache überlegen. Mein Gage ist ja nicht groß —“

„Fritzchen, du kommst ja allein nicht mit ihr aus.“

„Ausreden lassen. Meine Gage ist ja nicht groß, aber ich bekomme doch einen netten Zuschuß, und dein Vater wird dich auch nicht verhungern lassen. Und denk dir mal, wir zwei zusammen — es müßte doch ein fideles Leben werden. Himmelherrgott, alle Tage ließen wir den Teufel tanzen.“

„Ja, aber ehe es dazu käme, ließe der Papa dich tanzen, aus seinem Hause nämlich, wenn du den Mut hättest und gingest zu ihm. — Es ist häßlich von ihm, aber er hat einmal gar kein Vertrauen zu deinen moralischen Qualitäten, Fritzel.“

„Man müßte — man müßte — wenn ihm keine Wahl bliebe — Helgoland ist schließlich mit der „Freya“ in vier Stunden zu erreichen.“

„Ach, du bist ja ganz und gar verdreht.“

„Und mündig bist du. Die paar notwendigen Papiere könnte man sich am Ende auf alle Fälle verschaffen —“

„Nun hör' schon auf, bitte.“

„Elsie! Hast du mich nun lieb, oder hast du es nicht?“

Da hing sie an seinem Halse und küßte ihn und lachte und schwor, er sei doch der Aller-allernetteste und der Allerallerliebste, und wenn sie nur den Papa herumbekämen, sie würde ja ganz gewiß seine Frau — wobei ihr allerlei verführerische Bilder von Kunst und Bühnenglanz bestechend durch den Sinn fuhren.

„Komm beiseite. Da kommt jemand“, flüsterte Fritz. Sie traten hinter dichte Fliederbüsche und spähten. Paul kam den Weg her aus dem elterlichen Garten, hatte einen

schwarzen Anzug an, sah sehr tadellos aus, trug Rosen in der Hand, ging durch die Pforte in den Soltauschen Garten. — Die beiden Lauscher blickten sich an. — So, nun ging das Schicksal seinen Gang.

„Elsie," sagte Fritz hart, so hatte er noch nie mit ihr gesprochen, „jetzt kommt es zum Schluß. Nun muß ich in einer Stunde wissen, ob du mich wirklich lieb hast, oder ob das alles nur Spielerei von dir gewesen ist. Und wenn dein Vater dich mir nicht gibt —"

„Hab' doch Geduld, Schatz. Ich kann doch nicht mit der Tür ins Haus fallen."

„Gut, dann gehe ich jetzt den gleichen Weg wie Paul. Zwar ohne Rosen, aber mit besseren Rechten."

„Nein, nein, um Gottes willen. Ich will doch alles tun was du willst. Alles."

„Auch Helgoland —"

„Ja, ja. Auch Helgoland."

„Dann geh' hinein und sieh zu, wie du dich aus dieser Zwickmühle herauswindest, wenn du meine Hilfe nicht willst."

Elsie ging, aber sie ging nur bis auf den Flur und lauschte an der Tür. Drinnen klang die Stimme des Vaters, Worte konnte sie nicht verstehen, und dann hörte sie die Mutter die Treppe herabkommen, da huschte sie lieber davon in das eigene Zimmer.

Wenige Augenblicke später hörte sie ein Klopfen an der Tür: „Fräulein Elsie —" Ach, das war das Mädchen.

„Ich bin nicht da, Gesa, ich bin ganz und gar nicht da."

So, die ging wieder.

Es währte eine kleine Viertelstunde — Stimmen unten im Flur — Paul ging. Ob er seine Rosen wieder mitnahm?

Nein, die lagen auf dem Sofatisch, als sie hinunterkam, harmlos und heiter. Die Mutter sah sie ernst an.

„Es ist wieder einer dagewesen, Elsie, und hat bei Papa um dich angehalten."

„Und er sagte, du hättest ihm ein Recht dazu gegeben."

„Ich? — Ein Recht? —"

„Es war Paul Heinecken."

„Ach Gott, Paulchen."

Frau Mercedes hörte trotz des Lachens den falschen Klang in der Stimme. Elsie spielte Komödie. Und wie die Mutter die Tochter stehen sah, dicht am Fenster, das volle Sonnenlicht auf den Zügen, sah sie auch im Gesicht Spuren, die nicht hätten sein dürfen. Die feinen Brauen waren mit Tusche nachgezogen, und auf der Stirn und gegen das Ohr hin sah man Puder. So etwas tat man doch nicht in Hamburg.

Es war vulgär. Es streifte an das Zweideutige. Und dazu hatte Elsie Soltau Kunstgriffe wirklich nicht nötig.

„Du sagst, Paul hat kein Recht zu seinem Antrag? Das wundert mich. Er ist einer, der sicher geht."

„Papa, ich bin gewiß dem guten Menschen immer herzlich gut gewesen, so wie es unter alten Kinderfreunden ist. Daraus muß er etwas ganz anderes herausgelesen haben. Er hat — na ja — er hat ein paarmal Andeutungen gemacht — ich hab' ihm immer zu verstehen gegeben, daß die nicht angebracht wären — augenscheinlich hat er nicht recht verstanden. Es ist mir gräßlich peinlich."

„Mir auch", sagte Otto Soltau. „Daß gerade bei dir die Herren nicht verstehen, wenn du abwinkst. Und dann Paul — ein so naher Freund des Hauses —"

„Wie oft sollen sich diese Sachen noch wiederholen?", fragte die Mutter. „Es ist keine Ehre für ein junges Mädchen, wenn man von ihm sagt: die hat viele Körbe ausgeteilt."

Elsie zuckte die Achseln und schob die Unterlippe vor. „Wenn ich den haben darf, den ich will —"

Beide Eltern horchten auf. Was kam da? Und so ganz unerwartet?

„Ich will Fritz Sprekelsen."

„Quatsch!"

„Papa!"

„Das ist ja ein ganz dummer Schnack. Du hast mitunter Ideen, Ideen —"

„Ich hab' nicht mitunter Ideen — wie du das nennst. Ich will Fritz und keinen andern. Er ist aus gerad' so guter Familie wie Paul. Er ist gerad' solch alter Kamerad wie Paul. Er ist gerad' so vermögend wie Paul —"

„Er ist gerad' solch Leichtfuß wie Paul solide. Er ist gerade so unzuverlässig wie Paul vertrauenswürdig. Er ist gerade solch Schürzenjäger wie Paul ein anständiger Kerl —"

„Und ich will ihn. Ihn und keinen andern."

„Dann bekommst du also keinen." Soltau lachte. Er nahm diese Reden seiner Tochter einfach nicht für Ernst. Frau Mercedes aber sah in den Augen des Mädchens eine Härte, die warnte.

„Wir wollen heute nicht weiter darüber reden", meinte sie. „Elsie wird sich schon selber sagen, daß Fritz keine Bürgschaft gibt für ein dauerndes Glück." Sie sah ihren Mann an, der schwieg. Seine Frau mochte Recht haben, man mußte die Sache nicht auf die Spitze treiben.

Elsie ging. In ihrem Zimmer stand sie eine Weile nachdenklich und starrte vor sich hin. Der Vater würde nicht nachgeben. Wenn er auch so tat, als sei das nicht des Beredens wert — sobald er den Ernst erkennen würde, würde er sehr viel sagen und nichts Angenehmes.

Und mit einemmal schien es ihr das einzige Glück der Welt, mit Fritz zu leben. Der so lachen konnte. Der so viel Dummheiten angab. Der küssen konnte — küssen — Ihre Wangen begannen zu brennen.

Sie war keine sinnliche Natur. Was aber in der Hinsicht in ihr geweckt worden, das hatte Fritz geweckt. Und er hatte das andere, das ihr im Blut lag, das Abenteuerliche, die Sucht nach immer neuem Erleben, nach Dingen, die man nicht tun durfte und doch tat, den Wunsch, herauszukommen aus ehrbaren, soliden Verhältnissen, all das hatte er aufgepeitscht mit seinen Erzählungen vom Theaterleben, von Liebesabenteuern, von Reisen, Maskenfesten, fremdartigen Menschen.

Also — Helgoland.

Das hatte auch einen Reiz.

So ganz allein hinausfahren in die Welt, hin zur alten Felsenklippe im Meer, wo die Felsen rotglühend in der Abendsonne standen, die Wellen an ihren Füßen sprühten, elegante Menschen in den Fischerbooten zur Düne hinüberfuhren — und all die vergnügten Wochen, die sie so manches Mal in der Sommerzeit dort verlebt hatte, standen vor ihr.

Da zusammen sein mit einem, der allein einen so ganz verstand, verstand in allen Torheiten und allem heißen Lebensdrang — natürlich fuhren sie nach Helgoland.

Warum war der Vater so gräßlich altmodisch?

Warum wollen die Eltern über das Glück ihrer Kinder entscheiden? Sollen sie die doch gehen lassen und ihr eigenes Glück oder Elend finden. Sie wollte sich das Leben selber bauen!

*

Bei Adelheid Heinecken ging das Telephon.

„Ja — du da, Minna? Ja, ich bin selber hier."

„Was? Ob Elsie Soltau bei mir ist? Nein, wie sollte sie, die kommt doch nur bei offiziellen Gelegenheiten."

„Was? Nicht nach Hause gekommen seit heute früh? Und jetzt ist es halb neun? Ja, wenn euch das lieb ist, komme ich hinaus. Obgleich ich ja nichts helfen kann."

Draußen in Hamm furchtbare Erregung.

Am Morgen hatte es in aller Frühe eine Auseinandersetzung zwischen Vater und Tochter gegeben, dann war Soltau zum Geschäft gefahren, und Elsie hatte die Musikmappe genommen, sich zu Fräulein Schneeklut zu begeben. Dort war sie nicht angekommen, man hatte nachgefragt.

Zum Frühstück war sie nicht gekommen, nicht zum Mittagessen — ja, das hatte sie auch sonst schon gemacht, wenn sie bei Freundinnen war. Immerhin, Mercedes hatte begonnen, an Bekannte zu telephonieren.

Mit der Abendpost um acht ein Brief von ihr, in der Stadt abgestempelt, da der Vater sie ins Unglück bringen wolle, würde sie ihren Lebensweg jetzt allein suchen. Sie käme nicht eher heim, als bis alles in Ordnung sei.

„Ja, um des Himmels willen, Mercedes, was heißt denn das?"

„Liebe Adelheid — Ich kann es nicht sagen. Es ist so entsetzlich."

„Du glaubst doch nicht, daß sie sich das Leben — Aber so klingt das doch nicht."

Da flüsterte Minna, denn Frau Mercedes brachte die Lippen nicht auseinander: „Fritz Sprekelsen ist auch heute früh fortgegangen und auch noch nicht wieder da."

„Fritz — Ja, was hat denn der —" Plötzlich Blitzlicht. „Spielte denn etwas zwischen den beiden?" Und heimlich der Gedanke: „Armer Paul."

„Sie sagt, sie lieben sich schon lange", murmelte die Mutter. „Wir wollten es nicht glauben. Vorgestern sprach sie davon. Otto lachte. Gestern nachmittag kam er selber — Adelheid, er ist dein Neffe, und wir stehen uns so gut mit den Eltern — aber hättest du ihm eine Tochter anvertraut?" Adelheid schüttelte den Kopf.

„Otto verlangte, daß sie noch wenigstens ein Jahr warten sollten. Im letzten Jahr hat Fritz es zu bunt getrieben, sein Vater spricht ja ganz offen davon. Er müßte doch gewisse Garantien bieten, daß er ein anderer werden wollte — Und heute morgen —" Wieder verstummte sie.

Die drei Frauen saßen allein, denn die Männer, Soltau und Bernhard und Paul Heinecken waren unterwegs. Sie waren auf den verschiedenen Bahnhöfen gewesen, hatten dort unter allerlei Vorwänden sich erkundigt — peinlich, gräßlich peinlich — die Blicke — die mit Lächeln gegebenen Antworten — alles hatte nur ein Nichts ergeben.

**(Fortsetzung folgt.)**

# Die Dichterin Clara Viebig.

**Zu ihrem 70. Geburtstage; geboren am 17. Juli 1860.**

**Von Dr. Ludwig Feuchtwanger.**

Das Schaffen dieser Frau, deren Bücher von den breitesten Schichten des Volkes auch heute noch geliebt werden, gibt Anlaß, darüber nachzudenken, warum selbst in der Kritik des literarischen Kunstwerks zwei getrennte Lager in Deutschland bestehen. „Das Weiberdorf", „Das Kreuz im Venn", „Eifelgeschichten", „Das schlafende Heer", und noch vielleicht ein Dutzend ebenso berühmter Romane der Viebig gehören zwar (weit über ihre beträchtliche Auflageziffer hinaus) zur geistigen Kost in allen deutschen Gegenden und damit zum Gesicht des Deutschen, und doch verweigert der moderne Literaturbetrieb diesen Werken die uneingeschränkte Anerkennung, die der reinen Dichtung, dem vollkommenen Kunstwerk zukommt.

Man denkt an die Beurteilung Sudermanns, ja Rudolf Herzogs und Ganghofers. Läßt man die Gestalten und die ganze Art der Viebig noch einmal verantwortungsbewußt auf sich wirken, so wird man Vergleiche und literarische Typisierungen doch bald als ungerecht, als schulmeisterliche Spielerei beiseite lassen und der Arteigenheit und künstlerischen Eigenkraft dieser Frau Achtung, ja Bewunderung nicht versagen.

Clara Viebigs Romane dürfen nicht in einem Atem mit bekannten Namen aus der Welt der „Familienblätter" genannt werden. Ihre Mütter und Mädchen, die Verknüpfungen und Lösungen gehören ganz gewiß, wenn man nun einmal eine literaturhistorische Herbarisierung will, dem „Naturalismus" an, der 1890 entstand. Aber diese Geschichten mit Etiketten, wie „Realismus" und „Heimatkunst", zu erledigen, ist doch grundfalsch. Clara Viebig ist nicht nur die Dichterin der Eifel, ihrer Landschaft, ihrer Lust und ihrer Menschen. Immer wieder wird man von ihrer Fähigkeit überrascht, Kreaturen atmen und wandeln zu lassen, dumpfe Massen und kreatürliche Leidenschaften in Bewegung zu setzen, förmlich rauchen zu lassen und den Leser in die höchste Spannung zu versetzen. Wer kann das von den Modernen noch wie sie? Ihre Frauengestalten sind mit Recht viel bewundert worden. Die Novelle „Maria und Josef" (aus „Naturgewalten" oder „Josepha Seweneich" (aus „Heimat") wird vielleicht nur noch von wenigen Meistererzählungen Gottfried Kellers übertroffen.

Die Kategorie der liebearmen, liebehungernden Mädchen wird von der Viebig in allen Schattierungen am liebsten dargestellt, und diese Virtuosität hat ihr wahrscheinlich die große Beliebtheit in den breiteren, „nichtliterarischen" Volkskreisen verschafft. Oder sind vielleicht noch mehr daran ihre Mütter-Gestalten schuld, „die durch des Lebens Schule gegangen sind" und deren Schicksale meist höchst tragisch ausgehen? Der polnische und rheinische Katholizismus spielt eine besondere Rolle in ihren Büchern; ihr wacher Sinn für soziale Erscheinungen (etwa die Abwanderung der Eifel-Bauern in die rheinische Eisenindustrie im „Weiberdorf", oder die Schicksale der polnischen Wanderarbeiter), dann für Ehe- und Religionsprobleme weit über die konventionelle Schweife hinaus geben vielen der Romane zeit- und kulturgeschichtliche Bedeutung.

Es ist ungemein reizvoll, den Kriegsroman der Viebig „Töchter der Hekuba", der vor etwa zwölf Jahren geschrieben ist, mit der heutigen Flut von Kriegsromanen zu vergleichen. Es geht hier um das Volk selbst, um die zurückgelassene Frau, nicht um ein Einzelschicksal. Von einem billigen Lippen-Patriotismus ist hier die Dichterin ebenso weit entfernt, wie von einer naturalistischen Milieuschilderung. Die Hauptkraft dieses Romans ist auch wieder das rein Kreatürliche: diese Frauen mit der ungestillten Männersehnsucht und Einbildungskraft, die in manchen Gestalten zur Hysterie wird, die trauernden Witwen und Bräute, die starr und hart gewordenen Mütter, sie schreiten wie der antike Chorus durch diesen ersten deutschen Kriegsroman.

Wenn man das reiche Gesamtwerk der Viebig überschaut, versteht man, warum der einfache, unverbildete Mensch diese Bücher liebt und warum der „Intellektuelle" und „Literat" mit einigen „soziologischen" Wendungen an gewissen Kalendertagen an dieser „Schriftstellerin für das Haus und für die Provinz" vorübergeht.

Neben der Droste, neben Luise von François und Marie von Ebner-Eschenbach, neben Helene Böhlau und Ricarda Huch wird der Name Clara Viebigs unter den deutschen Romanerzählerinnen noch lange Zeit genannt werden, wenn sich kein Mensch und keine Literaturgeschichte mehr der literarischen Modegrößen von heute erinnert.

# Meine Mutter.

**Von Clara Viebig.**

Ums Jahr 1835 mag es wohl gewesen sein, der Weg, der vom Dorf Schwersenz nach der Stadt Posen führte, war schlecht. Sollte die Tochter Clara des Pfarrers Langner zu Schwersenz bei Posen eine etwas höhere Bildung erhalten, so mußte sie in der Stadt die Schule besuchen. Aber die Pfarre war arm, keine fette Pfründe, die es dem Vater ermöglichte, sein Töchterchen in eine Pension zu tun, man mußte die Zehnjährige der Obhut einer Milch- und Gemüsefrau anvertrauen. Unter ihren Kannen und Körben nahm sie die kleine Clara Glock fünf am Morgen nach Posen mit. Wenn aber der Nachmittag sich neigte, die Nepomucena die Produkte des Dorfes losgeschlagen hatte, wurde wieder auf den rumpelnden Karren geklettert, heim ging's auf mühseligem Weg zwischen schaukelnden Körben und rasselnden Kannen.

Heiß war der Nachmittag. Kein Schatten, müde stehen die Ähren am Wegrand. Das Pferdchen trottet im Schlaf, die Nepomucena vorn auf dem Kutschsitz schnarcht im Schlaf, das Mädchen hinten zwischen den Körben ist auch im Schlaf, da — plötzlich liegt es unten. Der Gaul hat gescheut, einen Satz gemacht. Die Kleine hat sich wohl nicht sehr weh getan beim Sturz, aber wenn sie sich auch wehgetan hätte, schon ist sie auf den Füßen, schüttelt die Erde vom Röckchen, rennt hinterm Karren drein, gibt den heißen Lauf nicht eher auf, als bis sie den Wagen wieder erreicht hat, hinten anpackt und sich mutig wieder hinauf schwingt.

Diese kleine tapfere Clara mit den langen blonden Schulmädchenzöpfen wurde meine Mutter. Und tapfer ist sie geblieben ihr ganzes Leben hindurch. Es war ein langes Leben — zweiundachtzig Jahre — „und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen". Und viel Leid war auch bei all der Mühe und Arbeit ihres Lebens, aber verzagt habe ich sie nie gesehen. Eine tapfere Gattin, die den Gatten, der beim traurigen Anblick seines zweiten, durch eine unglückselige Kinderkrankheit gelähmten und blöde gewordenen Sohnes zusammenbrach, immer wieder aufrichtete — eine tapfere Mutter, die ihren Erstgeborenen, ihren doppelt heiß geliebten ältesten Sohn ohne Träne im Jahre 1870 ins Feld schickte. Eine dunkle Erinnerung zeigt sie mir, wie sie beim Grauen des Morgens eine weiße Rose in unserem Gärtchen bricht und die im Grauen des Abschieds meinem Bruder an den Helm steckt.

Nie hätte ich das Buch „Die Wacht am Rhein" geschrieben, dieses Stück Geschichte aus den siebziger Jahren und ein Gedenkblatt der Stadt Düsseldorf, wären die Erzählungen meiner Mutter nicht. Ja, die konnte erzählen! Es sind

die schönsten Erinnerungen meiner Kindheit, wenn ich an einem Schnupfenfieber oder an Masern oder wegen irgendeines anderen Übelbefindens im Bett liegen mußte — die Mutter erzählte ja.

„Mutter, erzähl' doch, wie ihr eure Schweinchen geschlachtet habt und wie Wurst gemacht wurde" — „Mutter, erzähl' mal, als der Napoleon durch euer Dorf gekommen ist auf der Flucht aus Rußland und der Vater von deinem Vater ihn an der Ecke im Schlitten halten sah, ganz bleich und vermummt!"

Vielleicht hätte ich auch nie „Das schlafende Heer" geschrieben, ohne daß meine Mutter Bilder in mir erstehen ließ, Interessen in mir erweckte, die noch nach so vielen Jahren der Untergrund meines literarischen Schaffens wurden.

Im Jahre 1848 kam mein Vater ins Frankfurter Parlament, meine Mutter ging mit ihm; eine weite, beschwerliche Reise, zum größten Teil in der Postkutsche, anstrengend für eine so junge Frau mit einem noch nicht einjährigen Knaben auf dem Schoß. Frankfurt am Main — Parlament — Paulskirche — Uhland, Gebrüder Grimm, Marx, Turnvater Jahn, Johann Jacobi, Robert Blum, Gagern, Eduard Simson — viele, viele berühmte Leute. Sie alle hat meine Mutter gekannt; vor ihrem unbetrüglichen Blick schwand freilich manches von jener Glorie, mit der eine leicht betrogene Welt sie jetzt noch umgibt. Am interessiertesten hörte ich zu, wenn sie vom schönen Fürsten Lichnowski erzählte, jenem eleganten Kavalier und Damenliebling, den Frankfurter Pöbel bei seinem Spazierritt am Morgen vom Pferde riß und den hochmütigen Aristokraten dann weit draußen auf der Heide mit Steinen und Knütteln wie einen Hund zu Tode schlug.

Nach der Auflösung des Parlamentes kamen meine Eltern nach Hohenzollern-Sigmaringen; die fünf Jahre dort waren die glücklichsten im Leben meiner Mutter. Kleinstadt und doch ein Fürstenhof, wunderbar schöne Umgebung, Berge, Wälder, die Donau, Schweizer Alpen so nah, und maskierte Schlittenpartien mit Glöckchengeklingel und wehenden Federbüschen in tiefen Wintern, fröhliche Picknicks auf tannenumdufteten sommergrünen Matten, Erdbeeren, Himbeeren, Forellen in Massen, so viele der Herrlichkeiten, daß meine Ohren nicht genug davon hören und meine Augen nicht genug staunen konnten.

Aus jenen Sigmaringer Tagen stammt das Porträt meiner Mutter. Ein seinerzeit berühmter Maler hat es gemalt; 1856 steht in der Ecke des Bildes. Heutzutage wird nicht mehr so gemalt, nicht mehr so die rosige Wange in die zarte Hand geschmiegt, nicht mehr so langbewimpert blickend die Augen, nicht mehr so der schönste Augenblick einer schönen Frau wiedergegeben. Und doch atmet jeder, der in mein Zimmer tritt, tief auf: „Oh, wie schön!" und bleibt lange stehen vor dem Bild und sieht auf zu diesem unendlich lieblichen, jugendverklärten, lächelnden Gesicht.

So schön habe ich meine Mutter nicht mehr gekannt, ich wurde erst geboren, als mein Vater als Oberregierungsrat im Jahre 1860 nach Trier an der Mosel versetzt worden war. Aber schön war meine Mutter immer noch — nicht nur in meinen Augen —, ein Gesicht so fein, so voll fraulicher Anmut, wie es die jetzige Zeit nicht mehr bildet. Von Trier an der Mosel nach Düsseldorf an den Rhein — Krieg, Krankheit, Tod, viele Sorgen, großes Leid, aber dieses Gesicht behielt seine weichen Linien, es wurde nicht hart. Und auch die Seele der Frau wurde nicht hart, sie erhärtete sich nur im tapferen Kampf mit dem Dasein als Witwe.

Das Schicksal hat meine Mutter gegen die Neige ihres Lebens wieder in die Nähe ihres Ausgangspunktes zurückgeführt. Es wurde ihr schwer, den Westen Deutschlands zu verlassen, wo das Grab meines Vaters liegt und lange schöne Erinnerungen noch lebendig blühten, aber sie opferte eigenen Wunsch dem Wunsch der Tochter; wir zogen wieder gen Osten — nach Berlin. Und so kam sie wieder jener Landstraße näher, über die sie einst im Karren geholpert war. Die war nicht ganz mehr so, wie die Mutter sie meinen Kindheitstagen gezeigt hatte — sondern besser ausgebaut worden. Aber doch noch lange, lange nicht gut genug.

Nun bin ich oft, sehr oft an ihrem Grab auf dem Kirchhof zu Zehlendorf, fern brandet Berlin, sie liegt und schläft ganz im Frieden. Aber ihre Stimme spricht noch immer zu mir; meine Mutter erzählt mir noch immer gar manches, und ich merke auf.

Als ich neulich, unsern ihrer Stätte, auf einem Bänkchen still dasaß, kam ein Herr gegangen, er führte zwei Kinder mit sich, und er blieb stehen vor dem Marmorgedenkstein, auf dem, was Liebe hingeschrieben, Regen und Schnee schon ein wenig verwaschen hat, auf dem nur die großen goldenen Buchstaben des Namens — Clara Viebig — noch hell leuchten, und er sagte zu dem Ältesten der Knaben: „Ach, sieh mal, da liegt ja die Schriftstellerin Clara Viebig!"

Nein, die Schriftstellerin Clara Viebig liegt hier nicht, es ist ihre Mutter, die Erzählerin Clara Viebig, das hätte ich ihm sagen können. Aber ich schwieg und ließ ihn vorüber. Ich war doch ein wenig bestürzt. Dann aber trat ich dichter an den Hügel heran und legte meine Hand auf dessen Efeu, und zu der Stimme, die plötzlich zu mir herauf — oder war es aus mir heraus? — etwas sprach, sprach ich wie zur Antwort: „Laß mich dereinst meinem Sohn so gegenwärtig sein, wie du mir noch immer gegenwärtig bist und stets gegenwärtig bleiben wirst — oh, meine Mutter!"

## Bunte Chronik



* **Helden des Niagara.** Der Grieche Stathakis ist bei einem Versuch, den Niagarafall in einer Tonne zu durchschwimmen, ums Leben gekommen. Er ist nicht der Erste, der bei diesem wagehalsigen Unternehmen sein Leben aufs Spiel gesetzt hat. Drei Personen sind dabei berühmt geworden. Miß Anna Edson Taylor ließ sich im Oktober 1901 in einer Holztonne von 116 Zentimeter Länge in die Brandung des Niagarafalles werfen. Über eine Stunde wurde die Tonne mit der lebenden Fracht hin- und hergeworfen, kam aber endlich an Land. Anna Taylor befand sich in bester Verfassung. Sie war einen Monat lang die Heldin des Tages in ganz Amerika. Aber noch vor ihr hat eine Miß Martha Wagenfuhrer denselben Versuch gemacht. Es dauerte 88 Minuten, bis die Tonne nach einer abenteuerlichen Fahrt durch den Niagara ans Land gespült wurde. Miß Martha wurde ohnmächtig geborgen. Sie verheiratete sich später mit einem Gastwirt, der ein Haus in der Nähe des Niagarafalles besaß. Ihre Partnerin — Miß Wagenfuhrer war Tänzerin — versuchte dasselbe Kunststück ein Jahr später, bezahlte es aber mit ihrem Leben. Dann kam noch ein Mann namens Bobby Leach. Im Jahre 1911 ließ er sich in einem eisernen Zylinder in den sogenannten Hufeisenfall, einen Abschnitt des Niagarafalles, hereinwerfen. Er kam mit gebrochenen Knochen davon, was ihn vier Monate Krankenlager in einem Hospital kostete. Den Mann, der den Niagara bezwungen hat, ereilte ein sonderbares Schicksal. Vor vier Jahren glitt er während eines Aufenthaltes in Neuseeland auf einer Apfelsinenschale aus, brach sich das Bein und starb an Blutvergiftung. Die drei Tonnen, die ihre Insassen über den Niagarafall lebendig gebracht haben, kann man im Museum bewundern.

## Lustige Rundschau



* **Die neue Weltsprache.** „Sagen Sie, Krause, warum lernen Sie nicht Esperanto?" — „Hat ja keinen Zweck! Wenn man eine Sprache richtig erlernen will, muß man sich einige Jahre in dem betreffenden Lande aufhalten — und dazu habe ich keine Zeit."

*

* **Schwierige Anrede.** „Ich weiß nicht, wie ich diesen Herrn X. anreden soll? Mit hochverehrter Herr?" — „Keinesfalls. Ein dummer Kerl wie der verdient so was nicht!" — „Na, wie denn?" — „Nennen Sie ihn geehrter Kollege."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.